

EINER WARTET AUF EIN SCHIFF

Einer wartete auf ein Schiff. Er war noch sehr jung, gerade der Schule entwachsen, die er mit dem Gefühl der Erleichterung verlassen hatte. Nicht eigentlich, weil er das Lernen nicht mochte. Das war ihm sogar gut gelungen, wie das Zeugnis der Reife, das man ihm mit auf den Weg gegeben hatte, bewies. Ihm wurde es einfach zu eng in der Schulstube, und auch daheim, obwohl hinter dem Haus der Mutter ein großer Garten lag, in dem er nach Herzenslust tollen konnte. Aber das war es nicht, wonach er sich sehnte. In seinen Knabenträumen schon war immer wieder das große Segelschiff aufgetaucht, das er nun suchte. Darin verbarg sich seine Sehnsucht nach Freiheit und Weite. Er nannte das anders: „Ich muß ein Schiff haben! Ich will zur See!“ Aber er meinte damit doch nichts anderes als die Sehnsucht seiner Kinderzeit, die nun klarere und festere Züge bekommen hatte, wie auch sein Antlitz strenger und männlicher geworden war, als ihm eigentlich nach seinen Jahren zukam.

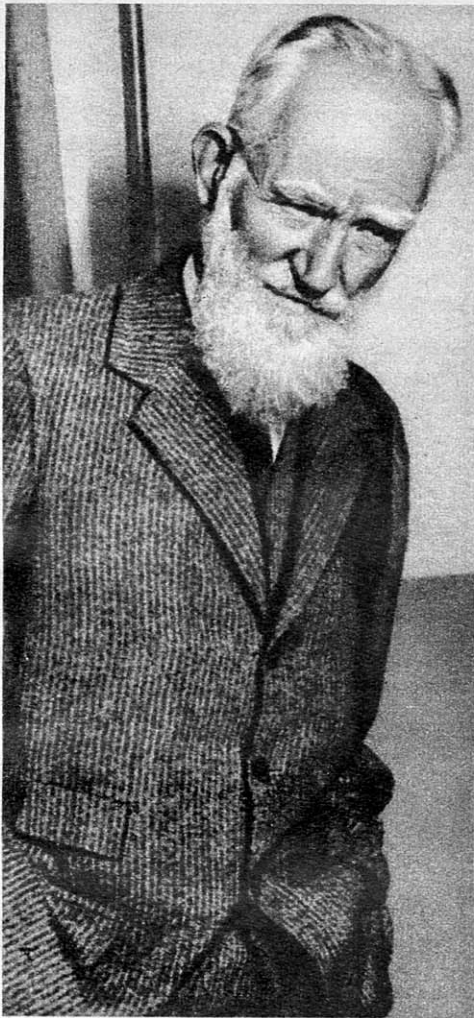
Aber das spürte er bald: man muß warten können. Das war nicht so einfach. Denn auf dem Heuerbüro saßen in dem dicken Tabakqualm tagein, tagaus viele junge Menschen, die ebenso wie er darauf warteten, daß ein Schiffer kam und sie anheuerte. Der Baas hatte ihn in seine Liste aufgenommen und gemeint: „Bei Gelegenheit wird es sich schon machen!“ Aber das war ein unbestimmter Begriff, an den der Mann hinter seinen Listen kaum noch dachte, wenn sich sein Warteraum in der Frühe des Tages immer wieder erneut mit jungen Menschen füllte, denen er gleiche Worte sagen mußte: „Noch nicht! Warten!“ Andere hatten es besser. Die waren gleich nach Ostern in die Lehre gegangen und maßen ihre Kräfte bereits seit Wochen an der neuen Pflicht. Manchmal traf er sie, wenn er abends von seinem Posten auf dem Heuerbüro zurückkehrte. Dann berichteten sie ungefragt mit der Hochmütigkeit der Halbfertigen von ihrem Tageslauf. Das schmerzte immer so ein wenig, wenn man das auch nicht gerne zugab und lieber eine gleichgültige Miene aufsteckte, als den ehemaligen Kameraden von der Hoffnungslosigkeit des Wartens zu erzählen. Denn so ein Heuerbüro ist kein Sanatorium! — Gewiß nicht! Es war gerade darin zum Aushalten. Mehr nicht. Und dann mußte man schon gute Nerven haben. Die brauchte man auch als Fahrensmann.

Jeden Morgen, wenn der Junge sich aus dem Bett erhob, durchrieselte ihn neue Kraft. Und seine Brust füllte sich mit Zuversicht. „Heute!“ sagte er zur Mutter und nickte ihr siegesicher zu. Sie gab sich Mühe, mit ihm zu hoffen, und tat immer so, als wenn sie daran glaubte. Abends hieß es dann: „Heute war ein anderer dran!“ Sie waren alle miteinander Konkurrenten auf dem Heuerbüro geworden, denn jeder wartete darauf, abgerufen zu werden. Manchmal sprach ein Schiffer ein paar Worte mit ihnen. Dann streiften sie ihre zur Schau getragene Gleichgültigkeit ab und strafften sich. Jeder gab sich so, als säße er in einem Examen. Manchmal war das auch so, denn es kam vor, daß ein Kapitän sich seinen Jungen aussuchte. Sie verabschiedeten sich dann von dem Glücklichen mit einiger Aufregung und hofften weiter. Hofften von Tag zu Tag.

Die Mutter führte indes sorgenvolle Gespräche mit Leuten, die ihr zuhörten und manchmal auch mit Vorschlägen oder Vorwürfen nicht sparten. „Zur See? — Solch ein Unsinn! Lassen Sie ihn ein Handwerk lernen! Wann soll der Junge denn Arbeit bekommen in diesen Zeiten?“ „Er möchte aber gern zur See!“ „Hm. Ja, aber er ist doch noch nicht volljährig. Noch haben Sie doch wohl als Mutter zu bestimmen!“ Von diesen Gesprächen erfuhr der Junge nichts. Aber er verriet der Mutter auch nicht, daß er selbst immer unruhiger wurde. Daran änderte auch die kurze Pfeife nichts, die er seit seinem ersten Gang zum Heuerbüro immer bei sich führte und die inzwischen längst eingeraucht war. Das Warten kostete auch manches Paket Tabak.

„Na, mein Junge?“ „Wieder nichts! — Aber es muß nun bald soweit sein!“ Es vergingen dann aber wieder einige Wochen. Der Sommer stand vor der Tür. Der Junge konnte sich darüber gar nicht mehr freuen. Er war sehr still geworden. Die Nachbarn steckten schon die Köpfe zusammen und wisperten: „Dieser große Schiaks! Immer hat er noch nichts! Liegt der Mutter auf der Tasche!“ Aber dann riß er eines Mittags bereits die Tür auf und stürzte in die Stube. „Mutter! Heute abend geht es los! Nach England! — Nun aber ran!“ Der Seesack stand schon lange fertig gepackt bereit. Bald waren seine Sachen klar.

Am Abend stand die Mutter am Hafen. Sie winkte und dachte bei sich: „Wie ist das alles nur so schnell gegangen!“ Hans Bahrs



George Bernard Shaw †

Der Tod hat ihn gebeugt. Sonst nichts auf dieser Welt. Nicht die herrschende Ungerechtigkeit, gegen die er zeit seines Lebens angekämpft hat; nicht die Vorurteile der Menge; nicht die Isolierung in seinem Mutterland, die erst gebrochen wurde, nachdem er die deutschen Bühnen eroberte. Von den Spielplänen der deutschen Bühnen war und ist er nicht mehr wegzudenken.

Ein Dichter! Und mehr. Ein seltener Mensch, der mit der Waffe des Geistes anstürmte gegen die Ungerechtigkeit dieser Welt, der die Lüge und die Phrase ihres schillernden Gewandes entkleidete, der sich aber mit der Ablehnung nicht begnügte, sondern Wege aufzeigte, wie das Leben der einzelnen und der Völker freier, gerechter und würdiger zu gestalten sei.

Groß ist das Werk Shaws. Nicht nur an Gedanken, sondern auch an Zahl. Mehr als fünfzig Bühnenwerke hat er der Welt geschenkt, dazu ein Werk „Wegweiser der intelligenten Frau zum Kapitalismus und Sozialismus“, das Ramsay Macdonald in seiner Bedeutung neben die Bibel stellte. Ein Licht erlosch; gespeist war es von der sittlichen Entrüstung des Herzens, geklärt von einem seltenen und überragenden Geist. Talent und Fleiß hoben sein Werk in die Gefilde der großen Kunst.

Wenn ein solcher Mensch, dessen Leben immer und nur der Höherentwicklung der Menschheit gedient hat, diese Erde verläßt, dann hat er sein Werk zuerst denen vermacht, die seine Gedanken weitertragen und dafür kämpfen sollen.

Immer und überall ist es die Jugend aller Völker.

Hans Dohrenbusch

G. B. S. sprach . . .

Gegen Ende des letzten Jahrhunderts kam in London ein jüngerer Autor mit dem Manuskript seines ersten Theaterstückes zu einem seiner großen Vorbilder.

„Hier mein Rat, junger Mann“, antwortete einige Zeit später der berühmte Schriftsteller dem schüchternen Anfänger, „geben Sie das Schreiben auf, suchen Sie sich einen Beruf. In der Literatur werden Sie es nie zu etwas bringen.“ — Der Jüngling hieß Bernard Shaw und das große Vorbild George Meredith.

*

Eine literatursüchtige Dame brachte Bernard Shaw einen Roman mit der Bitte um ein Gutachten.

Acht Tage später schickte Shaw das Manuskript mit einer ironischen Kritik zurück.

„Sie haben den Roman überhaupt nicht gelesen“, schrieb die Verfasserin in einem wütenden Brief. „Ich hatte absichtlich einige Seiten des zweiten Kapitels zugeklebt.“

Worauf Shaw antwortete: „Wenn ich ein Ei aufschlage, brauche ich es auch nicht

ganz aufzuessen, um zu merken, ob es schlecht ist.“

*

Ein junger Dichter übersandte Shaw ein Gedicht mit der Bitte, es offen und ehrlich zu kritisieren, und zwar möglichst bald, „denn ich habe noch andere Eisen im Feuer.“

„Lieber junger Freund“, schrieb Shaw zurück, „ziehen Sie die Eisen zurück und tun Sie die Gedichte an ihre Stelle.“

*

Als Shaw einmal gebeten wurde, sich an einer Rundfrage über die Ehe zu beteiligen, schrieb er:

„Kein Mann kann seine Meinung über die Ehe aufrichtig sagen, solange seine Frau noch lebt, es wäre denn, daß er, wie Strindberg, seine Frau haßt. Ich aber liebe meine Frau.“

Premierminister und Oberfeldherren versinken nach kurzem Ruhm in der Dunkelheit. Aber Euripides und Aristophanes, Shakespeare und Molière, Goethe und Ibsen bleiben unerschüttert auf ihrem ewigen Thron.